

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 110.

Donnerstag, 11. Mai.

1916.

(4. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Weder (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

„Vera Alexandrowna, ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen. Schon wieder munter? — doch was frage ich, die Jugend braucht ja keine Ruhe, immer frisch, immer elastisch, ich alter Mann habe bis Mittag geschlafen. — Wo soll es hingehen, wenn ich fragen darf, ich habe den Schlitten unten stehen, vielleicht gestatten Sie mir —“ er sah sie fragend an und als er bemerkte, daß sie errötete, glaubte er sie durch sein Anerbieten verletzt und beeilte sich hinzuzufügen: „Entschuldigen Sie, Vera Alexandrowna, daß ich so kühn gewesen, ich dachte mir, daß ich alter Papa, so ein junges Töchterchen ganz gut unter meinen Schutz nehmen dürfe.“

Vera, die sich schon durch die Aussicht, den langen Weg bis zu Unnow mit dem Violinkasten im Arm nicht zu Fuß zu machen brauchen, froh gefühlt und deren Erröten durch die Bemerkung über die Piebischwürdigkeit des alten Edelmanns hervorgerufen war, empfand fast Furcht, daß er sein Anerbieten zurückziehen könnte, und erwiderte schnell:

„Ich bitte Sie, Excellenz, wie darf ich mich durch Ihre Güte verletzt fühlen, ich nehme gern an, wenn das nicht von Ihrem Wege abträgt, ich muß zum Unterricht nach der Troitskaja zu Professor Unnow.“

„Sehr erfreut — und was meinen Weg betrifft — du lieber Gott, zum Spazierengehen braucht man keine bestimmte Richtung — vielleicht einige Male über den Palais-Quai, wenn es gefällt, und Ihre Zeit es erlaubt?“ und als Vera zustimmend den Kopf neigte: „Also schön und nun geben Sie mir den Violinkasten — bitte ohne Umstände.“

Er nahm den Kasten und trug ihn die Treppen herunter, und als sie unten an dem mit zwei schönen Raben bespannten Schlitten anlangten, half er Vera einsteigen, hob ihr den warmen Fuhlsack zurecht, nahm neben ihr Platz und zog ihr die Pelzdecke über die Knie, dann rief er dem Kutscher ein paar Worte zu — der Schlitten kastei mit ihnen fort.

Es war gegen vier Uhr und an dem Palais-Quai wie jeden Tag während dieser Jahreszeit große Schlittenpromenade. Damen in kostbaren Pelzen, Gardeoffiziere, hohe Beamte, alle gaben sich während dieser Stunde hier ein Rendezvous — im Vorüberfahren wurden Grüße getauscht, ab und zu machte ein und der andere Schlitten eine scharfe Wendung, um dem ihm begegnenden Gefährt nachzujagen und dann in langsamem Tempo zu kurzer Konversation der Insassen nebenher zu fahren. Ein buntes Treiben unter dem blaßblauen Februarhimmel, auf der einen Seite begrenzt von dem hochaufragenden Winterpalais, der Granitmauer und dem großfürstlichen Palais, an der anderen der eis- und schneebedeckte breite Nevaström.

Vera sog mit Behagen die klare, reine Luft ein, sie fühlte sich so recht in ihrem Element: das war das Leben, das waren die Menschen, nach denen sie sich sehnte, in deren Mitte sie die letzten Jahre verbracht. Sie mußte sich zwingen, nicht daran zu denken, daß das alles in einer halben, einer Viertelstunde vorüber, sie

wieder sein würde, was sie war: eine Musikschülerin, die danach trachten mußte, etwas zu lernen, schnell vorwärtszukommen, um nicht im Glend stecken zu bleiben.

Bei der schnellen Fahrt hatten sie keine Unterhaltung geführt, erst am Ende des Quais, am Sommergarten, befohl der General Schritt zu fahren, und fing an mit ihr zu plaudern: Natürlich über Musik — Pastuchow kam gar nicht der Gedanke, daß ihr ein anderes Thema Freude machen könnte, hielt er sie doch für eine begeisterte Anhängerin der von ihm bevorzugten Kunst.

Vera mußte vorsichtig in ihren Antworten sein, um sich keine Blöße zu geben, so ließ sie ihn sprechen und beschränkte sich darauf, das, was er sagte, anzuerkennen. Sie fühlte sich wohl an seiner Seite, hatte den Professor und ihren Unterricht fast vergessen, und erst die Frage des Generals, ob sie erlaube, daß er sie jetzt an ihr Ziel führe, brachte sie wieder in die Wirklichkeit zurück.

Beim Aussteigen wollte sie dem General einige Worte des Dankes sagen, doch Pastuchow lehnte eifrig ab:

„Ich bitte Sie, gnädige Frau, an mir ist es zu danken — ich stehe stets zu Diensten“ — er küßte ihr galant die Hand und Vera ging ins Haus.

Der General blieb stehen und sah ihr nach, ein Wunsch stieg in ihm auf, über den er zu lächeln versuchte: Eine prächtige Frau, wenn man die so immer um sich haben könnte, da würde man wieder jung werden, das Leben neuen Wert erhalten. Aber wie, als was — sie ging ihrer Kunst nach, würde ihn auslachen, wenn er ihr ein solches Ansinnen stellte.

Daß sie Unglück in der Ehe gehabt, daß sie in ihrem vierten Stod ein armeliges Leben führte, wußte er, das bleibt ja, wenn man im gleichen Hause wohnt, kein Geheimnis, Frau Tartakowa hatte ja auch dies und jenes erzählt — aber das gab ihm doch noch kein Recht, ihr irgend ein Anerbieten zu machen.

Er bestieg seinen Schlitten und befohl, nach Hause zu fahren, aber die Gedanken fuhren mit ihm.

Sonderbar — vorher hatte es sich so warm und weich geüßert, er war so besonders gut gestimmt gewesen, jetzt fühlte er plötzlich, wie die frohere Wärme ihn verließ, daß es doch recht kalt sei trotz Pelz und Decke. Die Nähe der schönen Frau fehlte, ihr Körper, der sich in der Enge des Schlittens an ihn geschmiegt hatte.

Auch zu Hause kam er nicht wieder in Stimmung. Schon der Gedanke, daß er sich jetzt wieder einsam zum Diner setzen sollte, bot nichts Aufhebersames, dazu störte ihn der leise Schritt und die fast gehauchten Worte seiner alten Haushälterin, und die sanfte Art, mit der es sich sein alter Diener zur Gewohnheit gemacht hatte, ihn zu behandeln.

Wie sorgsam er ihm den Pelz ausgezogen hatte, als ob er ein hilfloser Greis sei, der bei stürkerer Belüftung hinfallen könnte, und gewiß hing schon im

Schlafzimmer seine Hausjoppe in der Nähe des Ofens, wärmten sich die pelzgeflügelten Hausschuhe, damit er gleich nach Tisch alles bereit fände.

Sonst war ihm das angenehm gewesen, er hatte die Sorge seiner Leute für seine Person wie eine Wohltat empfunden, heute erschien es ihm possenhast. Er hatte vorhin gefühlt, daß er doch noch gar nicht so alt sei, wie ihn seine Umgebung machte — so angeregt und munter hatte es sich mit der jungen Witwe geplaudert — und wie man sie am Quai während der Fahrt angesehen, ihre Schönheit aufgefallen war, daß es ihn ganz stolz gemacht hatte.

Sie stand ihm noch vor Augen, als sie sich vor der Tür des Professors verabschiedet und ins Haus gegangen war: dieser herrliche Wuchs, so geschmeidig in ihren Bewegungen — da waren so die Gedanken in ihm aufgestiegen, daß sich sein Leben doch noch erfreulicher einrichten ließe als bisher. Und seiner Passion, der Musik, könnte er nach Herzenslust frönen, wenn er — da war er wieder beim Anfang seines Denkens: der Unmöglichkeit, ihr mit einem Vorschlage irgend welcher Art nahezutreten.

Mißgestimmt setzte er sich zu Tisch, das Essen schmeckte ihm heute nicht, seine Blicke glitten über die leeren Stühle an der Tafel: auf einem davon, hier, ihm zur Seite, müßte sie sitzen, sie würden plaudern, er könnte ihre schöne, tiefe Altstimme hören, die schon am Abend vorher, als er mit ihr bekannt geworden und einige Worte ausgetauscht hatte, sein musikalisches Ohr so gefesselt, und — und —

Er erhob sich hastig und warf die Serviette von sich, daß der alte Diener, der gerade mit einer neuen Matte in die Tür trat, erschreckt zurückfuhr und das schöne Saiselhuhn beinahe zur Erde fallen lassen.

„Der Teufel hole diese ganze Denkerlei, habe ich so lange allein gelebt, wird's auch weiter gehen, was soll denn überhaupt dabei herauskommen.“

Wer er grübelte doch weiter, als er, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer umherging. Dem Diener hatte er befohlen, abzuräumen, er habe keinen Appetit mehr, den Kaffee solle er im Robinett servieren, sonst wolle er nichts mehr.

Er versuchte ruhig nachzudenken:

Vielleicht, da ihre Lage eine freundlose war — die Mutter sollte eine kleine Pension haben, der Bruder, der Student, hungerte sich mit Stundengeben so durch — nahm sie seinen Vorschlag an und kam zu ihm ins Haus: als Hausdame — ihren Geigenunterricht könnte sie ja fortsetzen — aber wie lange würde er sie dann behalten. Bei ihrer Schönheit schnappte sie ihm gewiß bald irgend ein junger Kerl fort und heiratete sie, dann sah er wieder allein — also das war auch nichts. Wenn sie zu ihm kam, mußte er auch gesichert sein, daß das nicht nur für heute und morgen sei.

„Wer heiraten kann ich sie doch nicht“ — er hatte die letzten Worte aus seinen Gedanken heraus vor sich hingespochen, blieb stehen und starrte auf den Fußboden. „Und warum nicht?“ — das blieb unausgesprochen, ging ihm nur so wie ein Blitz durch den Kopf, dann dachte er langsamer der Frage nach: Ja, warum nicht — er war doch noch kein Greis, sechsundfünfzig, gesund, rüstig, sie mochte ungefähr ein-, zweiundzwanzig sein — es existierten Ehen viel ungleicheren Alters und schienen glücklich — und dann, sie hatte Leid und Unglück erfahren, da war sie wohl ernster, als es sonst Frauen in ihrem Alter sind.

Aber was würde Boris dazu sagen, der Junge würde ihn auslachen. Vielleicht auch nicht, vielleicht würde er froh sein, daß er ihn nicht mehr so viel von seiner Zeit zu widmen bräuhete, die Musikabende und Konzerte, zu denen er ihn begleiten mußte, schienen ihm hart genug zu sein, und auf die Erbschaft ipso facto verzichtete er nicht, davon war der General überzeugt, dazu hatte er eine viel zu vornehme Natur, außerdem, der Keffe, dem er ja auch jetzt reichlich gab und der zu seinem Erben bestimmt war, sollte nicht zu kurz kommen.

Es wäre also kein Hindernis, blieb nur die Frage, wie sich die junge Frau zu der Sache stellen würde. Da mußte er sondieren, konnte nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen, jetzt war auch noch nicht daran zu denken, sie war erst seit ein paar Wochen Witwe — aber schließlich ließ sich unter den Verhältnissen, in denen sie lebte, auch dies Vorurteil überwinden, denn lange Zeit als Rummacher herumzulaufen, fehlte ihm die Neigung, das lag nicht in seiner Art: Was er sich vorgenommen, mußte schnell ausgeführt werden, das steckte noch so von früher in ihm drin.

Aber er konnte doch nicht zu ihr in die vierte Etage heraufgehen und fragen: „Wollen Sie meine Frau werden“ — sie kannte ihn ja kaum, hatte heute das zweite Mal mit ihm gesprochen — schon genug, daß er ihr gleich seine Begleitung angeboten — sie würde ihn für gestört halten.

Dann aber überlegte er sich, daß sie nicht gezaubert hatte, sein Anerbieten anzunehmen, im Gegenteil sehr erfreut gewesen zu sein schien, die Fahrt sie froh gestimmt hatte — sie wünschte sich vielleicht nichts Besseres, würde wohl ihr jetziges Leben gern mit dem vertauschen, das er ihr bieten konnte.

Und doch hielt ihn eine Scheu davon ab, so ohne weiteres auf sein Ziel loszugehen, etwas ausforschen mußte er sie doch vorher. Dazu bot sich wohl bald wieder Gelegenheit — er wußte ja jetzt, wann sie zur Geigenstunde ging, da konnte er ihr wieder auf der Treppe begegnen.

Er lachte leise vor sich hin wie in den jungen Deutnantsjahren, wann er einem schönen Gesichte nachsah.

So ging es wohl doch nicht — aber: Frau Tartakova fiel ihm ein, die müßte ihm helfen, der würde er sich anvertrauen, eine kluge, charmante Frau, schade, daß sie erst in ein, zwei Wochen zurückkam, er sich so lange gedulden mußte. (Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Es ist unendlich schöner, sich zehnmal lieber betrügen zu lassen, als einmal den Glauben an die Menschheit zu verlieren.
J. G. D. Schotte.

Ernst v. Possart als Einjährig-Freiwilliger.

(Zum 75. Geburtstag des Künstlers, am 11. Mai.)

Das bedeutendste Zeugnis gegen die Behauptung unserer Gegner, daß der Dienstzwang in Deutschland die freie Entwicklung der jungen Leute hemme und die Persönlichkeit abtöte oder zumindest stark herabdrücke, bildet die Tatsache, daß auch die am meisten auf freie Entfaltung angewiesenen Persönlichkeiten, die Künstler, sich stets gerne ihrer Dienstpflicht erinnern und in ihr eine für die Entwicklung des Körpers und der Selbstdisziplin notwendige und höchst erspriessliche Epoche erblicken. Auch Ernst von Possart, der nunmehr 75jährige, der unter den noch lebenden Pühnengrößen Deutschlands sicher als einer der phantasie- und abenteuerreichsten bezeichnet zu werden verdient, empfand, wie er selbst in seinen Lebenserinnerungen „Erstrebtes und Erlebtes“ (Verlag Mittler und Sohn) berichtet, trotz seines künstlerisch vorwärtstürmenden Temperaments die Zeit, in der er die Uniform trug, durchaus nicht als hindernd oder auch nur überflüssig. Gerade heute, da das Militär im Vordergrund des Interesses steht, ist es nicht bedeutungslos, zu hören, wie der Künstler Possart über seine Dienstzeit urteilt. Als der junge Possart nach Beendigung seiner Studien am Berliner Friedrich-Gymnasium und nachdem er durch seine Lehrzeit bei dem Hof-schauspieler Wilhelm Kaiser seine Berufswahl bereits entschieden hatte, zog er trotz aller ihn zur Bühne hinglehenden Ungebulb gerne den Waffentrock an, um sein Freiwilligenjahr abzudienen. Als Neunzehnjähriger meldete er sich im Jahre 1860 beim 2. Garde-Regiment, wo er wegen seiner guten Turnerausbildung in das Füsilier-Bataillon eingestellt wurde. „Ich wurde“, schreibt er selbst, „der 10. Kompagnie eingereiht. Prinz August von Württemberg, an Körpermaß der

größte Mann der preußischen Armee, kommandierte zu jener Zeit das Gardekorps, und unsere Division unterstand dem Befehl des Kronprinzen, des späteren Kaisers Friedrich, der sehr oft den Übungen des Regiments bewohnte. Meine Geschicklichkeit im Turnen ließ mich bald zum Mitglied der Unteroffizier-Turn-Kompagnie vorrücken. Eines Tages beauftragte der Divisionär auch diese. Ich überholte meine Vorgesetzten. „Bravo, Freiwilliger“, rief der Kronprinz. Damals hörte ich zum ersten Male den Ton dieser unvergesslichen Stimme; es war der erste Beifall aus königlichem Munde, der mir zuteil wurde.“

Den Eindruck, den Postart aus seiner Dienstzeit erhielt und die vorzüglichen Eigenschaften, die er in ihr erblickte, schildert er mit bereiten, offensichtlich dankerfüllten Worten. „Mit Dank und Freude erinnere ich mich jener ersprießlichen, Kraft und Sinne stählenden Zeit; es war ein gewinnbringendes, für meine körperliche wie seelische Entwicklung gleich geistliches Jahr. Die Offiziere voller Gerechtigkeit und Wohlwollen, die subalternen Vorgesetzten einsichtsvoll, und das Verhältnis der Korporalschaften untereinander ein erquickend waffenbrüderliches. Es stählten sich in jenen unvergesslichen Tagen nicht nur meine Leibeskraft und die körperliche Gewandtheit, ein größerer Gewinn erblickte mir aus den Zuchtvorschriften der 10. Kompagnie: ich lernte Untertanigkeit, blinden Gehorsam und eine schweigende Demut, die späterhin in Stunden gärender Unzufriedenheit, wo das Schicksal verschleierte an meine Tür pochte, mir zum Heile gereicht hat.“ Noch heute spricht Postart gerne und mit Stolz davon, daß er das Examen mit der Note „vorzüglich“ bestand, worauf ihm am Ende des Dienstjahres die goldenen Treifen angeheftet wurden. Im übrigen fand Postart trotz des strengen und den größten Teil des Tages ausfüllenden Dienstes Zeit genug, auch damals an seiner Fortbildung in der von ihm erkorenen Kunst zu arbeiten. Und sein Freiwilligenjahr war auch insofern für ihn von besonderer Bedeutung, als der Zufall es wollte, daß er gerade zu jener Zeit seine erste Rolle auf einer Bühne spielte. „Nach meinem zukünftigen Berufe“, so erzählt er, „sollte dieses Dienstjahr wesentliche Förderung bringen. Das Liebhabertheater „Urania“ öffnete mir seine Pforten, jene altbewährte Dilettantenbühne, auf der so viele unserer später berühmten Mimen die ersten Schritte getan. Mein Meister — Wilhelm Kaiser gab mir empfehlende Zeilen an den dort herrschenden Oberregisseur Wötcher mit, und in einer Aufführung der Lessingschen „Minna von Barnhelm“ wollte dieser umsichtige Mann mit mir den ersten theatralischen Versuch wagen; er vertraute mir die kleine, doch wichtige Rolle des Grafen Bruchsal an.“ Postart hatte gleich mit dieser Antrittsrolle viel Erfolg und wurde für seine erste Leistung dadurch belohnt, daß er gleich darauf eine tragende Rolle in dem damals beliebten Töpferischen Lustspiel „Der beste Ton“ erhielt. So legte er in seinem Freiwilligenjahr auch den Grundstein zu seiner Bühnenlaufbahn, die alle seine hochgespannten Wünsche auch wirklich erfüllt hat.



Aus der Kriegszeit.

Ein Besuch bei den Sinn-Feinern in Cork. Während man in offiziellen englischen Kreisen eifrig bemüht ist, die dem revolutionären Geheimbund der Sinn-Feiner angehörnden Iren, denen der Hauptanteil an den Aufständen in Irland zugeschrieben wird, als eine regellose Horde von charakterlosen Empörern und Plünderern hinzustellen, bietet ein in der „Daily Mail“ veröffentlichter Bericht aus Cork ein ganz anderes Bild von den Leuten, die sich gegen den kapitalistischen Druck ihrer englischen Vesherrscher aufbäumen. „Ich habe in Cork“, so schreibt der noch Irland entwandte Berichterstatter Harold Ashton des Londoner Blattes, „inmitten der Sinn-Feiner einen höchst lehrreichen Nachmittagsgast gegeben. Da ich wußte, wo das Beratungskollegium der Sinn-Feiner lag, begab ich mich ohne Umschweife dorthin. Von außen war nichts Ungewöhnliches zu bemerken, nur fiel mir auf, daß von dem Guckloch an der Türe die Deckplatte entfernt worden und daß das Loch erweitert worden war. Da es mir gelungen war, von dem die Pforte öffnenden Geheimwort der Sinn-Feiner Kenntnis zu erlangen, flüsterte ich die Parole durch das Loch in der Türe. Sofort sprang diese auf, ich trat ein und sah mich im nächsten Augenblick einem jungen

Mann gegenüber, der ein Bajonett gegen mich stülzte. Hinter diesem Wackelpfeiler erblickte ich mehr als ein Duzend ähnlich gekleideter und in gleicher Weise bewaffneter junger Leute. Sie kamen alle nach vorn und wollten wissen, auf welche Weise ich mir zu ihnen Eingang verschafft hatte. Ich erwiderte, daß ich Vertreter der „Daily Mail“ wäre und nur zwei einfache Fragen an sie zu stellen hätte. Ich wollte wissen, ob es wahr sei, daß die Polizei ihnen befohlen habe, bis zu einem bestimmten Zeitpunkt ihre Waffen abzuliefern und ob sie entschlossen seien, in Cork ebenso vorzugehen wie ihre Brüder in Dublin. „Sie stellen außerordentliche Fragen“, wurde mir erwidert, „in einem Ton, als ob sie über das Wetter sprächen.“ Man führte mich weiter in den Raum zu dem Leiter der Versammlung, einem älteren Manne, dessen Ähnlichkeit mit Byron ganz auffallend war. Er trug keinerlei Waffen und hielt nur in den weißen, gepflegten Fingern seiner rechten Hand einen Band Sophokles. Er sprach mit gedämpfter, kultivierter Stimme. „Wenn Sie kommen und unsere Waffen fordern“, sagte er ein wenig gelangweilt, „als ob er müde wäre, immer dasselbe zu sprechen, so werden wir sie niederschicken. Was Ihre zweite Frage betrifft, so tut es mir leid, zugeben zu müssen, daß bei unserer Organisation ein Fehler unterlaufen ist. Dadurch ist es den Soldaten gelungen, uns mit der Besetzung des Postgebäudes zuvorzukommen. Sie haben sich dort versammelt und erfreuen sich der beruhigenden Gesellschaft eines Maschinengewehrs. Im übrigen glaube ich nicht, daß wir uns in Cork vorläufig in sichtbarer Weise erheben werden. Als die Nachrichten aus Dublin eintrafen, zogen wir uns alle in unsere mit Waffen versehenen Baracken zurück, luden unsere Gewehre, reinigten unsere Bajonette und sammelten Proviant, um für alles bereit zu sein. Und auch jetzt und in Zukunft sind wir stets für alles bereit. Um Mitternacht kamen der Bischof von Cork und der Bürgermeister zu uns und baten, vorgelassen zu werden. Wir lehnten zuerst ab, sie zu empfangen, schließlich aber ließen wir sie herein. Sie flehten uns an, unsere Waffen niederzulegen. Aber wir verweigerten dies ganz entschieden. Wir erklärten, daß wir keinerlei Schicksal fürchteten und uns jede Entschließung bewahren wollten.“ „Als ich Cork wieder verließ“, so schließt der Berichterstatter der „Daily Mail“, „lag die Stadt äußerlich ruhig da, aber hinter den geschlossenen Fensterläden lauert der Aufstand. Es war nichts Besonderes zu beobachten, aber in ihrer verschlossenen dunklen Fassung warten die Sinn-Feiner, die zum Kampf bereiten Waffen in der Hand.“

Der Verkehrschaos in den französischen Häfen. Unter den Standarten, die der Mangel einer geordneten Organisation in Frankreich seit Kriegsbeginn an den Tag kommen ließ, spielt bis noch immer beispiellose Unordnung des Verkehrs wesens nach wie vor eine der wichtigsten Rollen. Zum fünftenmal seit Kriegsbeginn wurde in der französischen Volksvertretung die Frage der Verkehrserschwerungen erörtert. Nachdem die Eisenbahnstandorte einigermaßen beigelegt wurden, deckte Georges Prade nimmehr im „Journal“ die aller Ordnung und Vernunft hohnsprechenden Zustände in den französischen Häfen auf. „Die französischen Häfen“, schreibt das „Journal“, „leiden andauernd an einer verhängnisvollen Verstopfung. Es gibt gegenwärtig wohl keine für die Kriegführung wichtigere Verwaltungsfrage als die Befreiung unserer Häfen von den Vorrätschiffen, mit denen eine lächerliche, schlechte Administration sie umgibt. Besonders Le Havre und Rouen sind infolge der bürokratischen Verblendung unserer Behörden in schlimmster Weise überfüllt. Da unsere Handelsschiffe ohnedies der Gefahr des Torpediertwerdens durch die deutschen Unterseeboote ausgesetzt sind, ist es geradezu sündhaft, sie tagelang wartend vor den Häfen liegen zu lassen und so ihre Gefährdung ebenso unnötig wie verbrecherisch zu vermehren. Während wir auf der einen Seite Deutschland von jeder Zufuhr abzuhalten suchen, schneiden wir uns selbst durch Mangel an Energie, Mangel an Organisation, sinnlose Durcheinanderarbeit der einzelnen Ämter die Zufuhr ab. Das System ist schlecht, die Administration ist schlecht, das ganze Seeverkehrswesen ist mehr als schlecht. Ganz besonders verursacht der sinnlos schwersällige Amtsgang unserer Zollbehörden mehr Verluste, als das Publikum auch nur zu ahnen vermag. Während in Rotterdam die Waren gleich während des Abladens verzollt werden und dann sofort weiter ins Land geschafft werden können, müssen sie in den französischen Häfen erst umständlich im Hafengebiet aufgereiht werden. Und selbst dann dauert es noch Tage, bis alle Zollformalitäten erledigt sind. Und inzwischen müssen die anderen Schiffe ungeschützt vor den Häfen warten. Nicht weniger als 11 umständliche und zum größten Teil zwecklose Formalitäten werden gefordert, ehe eine zur See angelommene Ware abtransportiert werden kann. Diese Art der Organisation ist für ganz Frankreich symbolisch.“



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsliteratur: Romane und Novellen.

* „Der Hammer Thors.“ Weltbrandgeschichten von Walther Schulte vom Drühl. (Verlag der Witing-Bücher, Leipzig.) Die vorliegenden Erzählungen spielen alle in der Jetztzeit, zur Zeit des großen Krieges, doch die alten neuen Germanengötter huschen irgendwie und irgendwann hinein, die halbverklangenen Sagen werden wach, der wilde Jäger, Donar, der Wegemann und Sleipnir, das achtbeinige Schlachtross Wodans gehstern durch diese Weltbrandgeschichten. Sonntagskinder und Epöstenkieser, lernen wir kennen, wie sie die norddeutsche Heide und die stillverborgene Bevölkerung geboren hat. Am besten hat mir die Erzählung „Der Wildhüter“, die feinerzeit im „Wiesbadener Tagblatt“, wie erinnerlich, veröffentlicht wurde, und allgemeines Interesse fand, gefallen. Die Fabel ist fein und tief erfunden und die düstere Tragik dieses Menschenjochs ist gut herausgearbeitet, auch „Heimwärts Horn“ und „Diethers Sonntagskindheit“ sind gut erzählt. O. S.

* „Mit unsern Mörsern gegen West und Ost.“ Aus dem Kriegstagebuch eines Bataillonskommandeurs. Mit 9 Abbildungen. Berlin, Ernst Siegfried.) Die Teilnahme der schweren Artillerie am Feldkriege ist eine der großen Neuerungen dieser alles umwälzenden Zeit geworden, und mit leidenschaftlicher Spannung und Bewunderung hat man zu Hause die Großtaten dieser gewaltigen, scheinbar so schwerfälligen Geschütze verfolgt. Einer, der mit dabei gewesen ist, erzählt uns in diesem Büchlein von solchen herrlichen Erfolgen. Zum ersten Male in der Kriegsgeschichte zog so ein bekanntes Mörserregiment ins Feld, von dem der Verfasser ein Bataillon führen durfte. Schlacht und eindringlich berichtet er von den denkwürdigen Erfolgen seiner mächtigen Brummer, wie sie vor allem bei der Einnahme von Rongwisch sich kundgaben. Mit Sindenburg ist er dann im Winter 1914 bis vor Warschau vorgedrungen. Eine schwere, im Hauptabschnitt erlittene Verwundung machte diesen Taten ein Ende, gab ihm aber zugleich die Ruhe, seine Erinnerungen zusammenzufassen und als wertvollen Beitrag zur Geschichte des Weltkrieges der Öffentlichkeit darzubieten. Das Beste des deutschen Soldatengeistes spricht aus diesen Blättern; mit welcher prächtigen Deklamationen hätte etwa ein Franzose solche Dinge geschildert, die hier ganz in ihrer eigenen Kraft wirken. Ehrliche Darstellung der Wirklichkeit ist dem Verfasser eigentliches Ziel, aber so lebendig und mannigfaltig ist diese Wirklichkeit geschildert und wiedergegeben, daß sein Werkchen auch schriftstellerische Bedeutung beanspruchen darf. Photographische Aufnahmen und Kartenstücken erhöhen seinen Wert. Das Buch nennt den Namen des Verfassers nicht, wir dürfen ihn aber verraten, es ist der hier oft weilende Major Blümmner, ein Schwager unseres Residenz-Theater-Direktors Dr. Rauch. Dp.

* „Kriegsfahrten deutscher Maler“ Selbst-erlebtes im Weltkrieg 1914/15, betitelt sich das von Wellagen u. Masling in sehr geschmackvoller Ausstattung herausgegebene Buch. Wie man schon aus der Überschrift entnehmen kann, sind die Bilder die Hauptsache, während der Text eigentlich nur zum besseren Einestehen in den Geist, der die Bilder geboren, dient. Künstlerisch am höchsten stehen die orientalischen Ansichten von Faure, dessen Landschaftsstimmungen und Bilder aus dem Inneren einer Moschee, eines Café usw. eine eigene Sprache sprechen, aber eigentlich nichts mit dem Kriege zu tun haben. Den Gegensatz dazu bilden die sehr an die Schokoladen-Serienbilder erinnernden Arbeiten von Vollbehr. Von Ernst Liebermann hat man schon bessere Sachen gesehen und nur seine Zeichnungen erinnern an frühere Arbeiten. Die Tagebuchblätter eines Kämpfers bilden den begleitenden Text zu den „guten Illustrationen“ Wilhelm Schreuers. In den Charakter des Buches passen am besten aber die frisch-natürlichen, farbenfrohen Bilder von der Westfront von Th. Rodoll, dessen Feldpostbriefe den unterhaltenden Text dazu liefern. Wie man sieht, also auch hier, wie in den meisten Sammelbüchern, Interessantes neben Langweiligem, Gutes neben Minderwertigem. Doch man kann mit Freude gestehen: das Gute überwiegt. M. Ch.

Romane, Novellen usw.

* Josefa Meß: „Wehrlose.“ (Felix Behmann-Verlag, G. m. b. H., Berlin.) In dem vorliegenden Novellenband befindet sich eine Auswahl von Josefa Meß' besten Arbeiten. Die Verfasserin ist unseren Lesern wohl bekannt. Ihren feinen Novellen sollte wohl jeder reiche Anerkennung. Einige der bereits bei uns erschienenen Arbeiten sind auch in dem Buche wiederzufinden. Der hübsche Titel umschließt mit diesem einen Wort sämtliche Novellen, kennzeichnet ihre Art. „Wehrlose“, Schwache, Unbeschützte, die zu ganz für die rauhen Lebensstürme, die an ihnen zerbrechen, keine Kinderseelen, die, kaum zur Entfaltung gelangt, sich wieder schließen, zarte

Gefühle, die, kaum geboren, wieder sterben. Die erste Novelle „Pension Hall“ ist eine längere Arbeit, die sehr plastisch und lebendig das Leben in einer gutbürgerlichen Pension schildert. Sie behandelt den zermürbenden Kampf der Pensionismutter, an der alle Verantwortung hängt; in diesem Kampf geht der Wehrlose, der kleine Nachkömmling Jo, der schon bei der Geburt so unwillkommen war, unter. Das Kind stirbt an einem schweren Fieber. Die Mutter fand keine Zeit, sich um das Kind zu kümmern. Und dann, als es zu spät war, kam die Neue. Das alles weiß die Verfasserin sehr fein zu bringen, wie sie auch mit wenigen Strichen die Charaktere sämtlicher Pensionbewohner wiedergibt. Neben ihrem tiefen Verständnis für Kinderpsychologie, verrät sie auch sicheres Eindringen in die Empfindungen der Großen und mit poetischem Gefühl paart sich wohlthuend ihr goldener Humor. B. v. N.

* „Tränen.“ Ein Skizzenbüchlein von Eugen Barnek. (Verlag von W. Siedel u. Co. Nachf. in Leipzig.) Flott geschriebene, aber durchweg trüb stimmende kleine Geschichten und Skizzen, in denen offenbar reichlich viel eigenes Erleben und eigenes Leid quillt. Das Buch ist die Offenbarung eines warmherzigen, das Ewige im Vergänglichem, das Große im Kleinen suchenden Dulders.

* „Die gute alte Zeit.“ Ein Stückchen aus Danziger Vergangenheit von Eugen Barnek. (Danzig, Verlag von A. W. Kafemann, G. m. b. H.)

* Der neueste Band von Engelhorn's Romanbibliothek (Stuttgart) erschien soeben und brachte „Die herbe Gräfin“ von Hanns von Zobell; einen leichteren Unterhaltungsroman, der aber doch seinen Kreis finden wird, zumal hier, da er teilweise in Wiesbaden und am Rhein spielt.

Zeitschriftenchau.

* „Nationale Rundschau“, Zeitschrift für deutsches Geistesleben. Herausgeber W. Rogge. (Verlag: Georg Bornigk, Buchhandlung, Berlin-Wilmersdorf, Mohrstr. 49.) Das soeben erschienene Heft 9 leitet in äußerst fesselnder Weise wiederum eine zeitgemäße „Rundschau“ ein, die sich in der Hauptsache mit der politischen Lage und der wichtigen Nahrungsmittelfrage beschäftigt. Ein Hauptteil des Heftes ist den Zeiten des großen Preußenkönigs Friedrich gewidmet. Der bekannte Historiker Professor Dr. Holz behandelt in eingehender und allgemein verständlicher Art „Friedrich des Großen historische Schriften im Lichte der modernen Forschung“, während des Königs prächtiges Festspiel „Amors Tempel“ in erstmaliger Übersetzung von Wilhelm Rath und Friedrich II. von der leichteren literarischen Seite zeigt. Einen eigenartigen Gedenktag ruft uns sodann Dr. Emil Schulz in seinem oft fast dramatisch kessenden Aufsatz „Courrières“ ins Gedächtnis. Ein Nachruf für den ersten Mitarbeiter der Zeitschrift Oberstleutnant a. D. Professor Kochhammer und eine treffende Bücherchau beschließen das lehrwerte Heft.

* Die soeben erschienene Nr. 15 der „Schweizer Illustrierten Zeitung“ bringt eine Anzahl wohlgelegener aktueller Bilder. Naturgemäß steht das Ringen um Verbum im Vordergrund und, da die „Schweizer Illustrierte Zeitung“ (Zürich) ein neutrales Blatt ist, so bietet sie auch von der Konferenz in Paris verschiedene Bilder und sehr interessante Aufnahmen aus den Kampfgebieten an der ägyptisch-tripolitischen Grenze. Bemerkenswert ist ferner eine Darstellung der seltsamen Ausstaffierung der Jugend von Meims, um sie auf dem Schulwege gegen die Wirkung der giftigen Gase feindsicher Geschoße zu schützen. Die „Schweizer Illustrierte Zeitung“ ist ein interessantes, gut redigiertes Blatt, das auch wertvolle Skizzen und Gedichte aus berühmten Federn bringt.

* Die feinkünstlerische Zeitschrift „Licht und Schatten“ (Berlin, W. 9), bringt in Nr. 15 u. a.: Titelbild von F. Fedendorf: Deutsche Soldaten marschieren durch eine flandrische Stadt, ferner im graphischen Teil Originalarbeiten von Augustin, Graf Kaldreuth, Mathen, das Blatt „Wahrgaßnacht“ von Josef Hegenbarth, „Benedig“ von Paul Baerische, „Wertheim-Gde“ von Johannes Sad, „Butterverkauf“ von Franz Wendisch. Der literarische Teil enthält drei Gedichte von Johannes Schaf, die Novellen „Der Fünfte“ von Georg Hirschfeld, „Nora“ von Fr. W. von Gesteren, das Märchen „Der Otternkönig und der Gierige“ von Erka Rheinisch, die Skizze „Das liebste Lieb“ von G. Steffen und das Gedicht „Vorabend“ von Eva Meister.

* Die eben erschienene Nr. 9 der „Eleganten Welt“ (Verlag Dr. Gysler u. Co., G. m. b. H., Berlin, SW. 68, Markgrafenstraße 77) bringt wieder eine Fülle anregender Artikel aus dem Gesellschaftsleben, aus Mode, Kunst, Sport und Theater. Besonders möchten wir einen reich illustrierten Artikel über die bekannte Tänzerin Lucie Kieselhaufen sowie einen Aufsatz „Hervormoden und Persönlichkeit“ hervorheben.